

4 B

DEUTSCHLAND  
MUSS SEINE  
KOLONIEN  
WIEDER HABEN

EIN VORTRAG  
GEHALTEN VON

DR. HANS POESCHEL

BEZIRKSRICHTER IN DEUTSCH-OSTAFRIKA



12334 x



BERLIN 1919

DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

DEUTSCHLAND MUSS SEINE KOLONIEN  
WIEDER HABEN.

Meine Damen und Herren!

Es sei mir vergönnt, mit einer persönlichen Erinnerung zu beginnen.

Einige Monate vor Ausbruch des Krieges stand ich auf dem gletschergepanzerten Gipfel des Kilimandjaro in Deutsch-Ostafrika. Wie Ihnen bekannt, ist der Kilimandjaro der höchste Berg des afrikanischen Erdteils und erhebt, unvermittelt aus der Ebene aufsteigend, sein einsames Haupt — rund wie ein Stahlhelm von Eis — zu 6000 m Höhe. Erst wenige menschliche Augen haben in seinen grausigen, eisstarrenden Krater hineinblicken dürfen.

Unter mir lag in ungeheurer Ausdehnung, auf hunderte von Kilometern dem bloßen Auge übersehbar, ein prächtiges Stück Äquatorialafrika mit seinen Steppen und Wäldern, seinen kühn geformten Gebirgszügen und blinkenden Seen, wie eine riesige Reliefkarte ausgebreitet. Die Flanken des Berges umhüllte der schwarzgrüne Mantel des Urwalds, in dessen Schatten der Elefant seine Zuflucht findet. Darunter schloß sich ein breiter, hellerer Gürtel von Bananenhainen an, dort hausten die fleißigen, volkreichen Stämme der Eingeborenen. Noch weiter unten, in die Ebene übergehend, folgte der Steppenbusch. Unzählige helle Flecke unterbrachen seine gleichfarbige Fläche. Winzige weiße Punkte darin. Das waren die Ansiedlungen der Weißen, ihre Kaffee- und Kautschukpflanzungen. Ganz unten, wie ein gedrängtes Sternhäufchen solcher heller Punkte, leuchtete das hoffnungsvolle Städtchen Neu-Moschi herauf, der damalige Endpunkt der von der Küste herführenden Eisenbahn. Von dort ab aber dehnten sich ins Unendliche die Grasländer, wo die tausendköpfigen Rinderherden der Nomaden sich mit unzählbaren Antilopen, mit Zebras, Giraffen und Nashörnern in die Weide teilten.

Meine Damen und Herren, ich suche nach Worten,

S17/9366

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

W1570x1



Ihnen die gewaltige Sprache zu verdolmetschen, die dieses erhabene Bild zu meinen Füßen zu mir redete. In diesem Lande hatte ich wirken dürfen, an hundert Punkten, soweit das Auge trug, hatte der schwarzweißrote Wimpel meines Zelttes geflattert. Ich kannte die wilde Schönheit des Landes, ich kannte die Menschen da unten, die Schwarzen so gut wie die Weißen, die Buren, die Griechen und zumal meine deutschen Landsleute mit ihren Frauen und Kindern, mit ihren Sorgen und Hoffnungen und ihrer unverwüstlichen Schaffensfreudigkeit. Ich fühlte, der Bann war gebrochen, der so lange auf den Anfängen unserer kolonialen Tätigkeit gelastet hatte, nun ging der Aufstieg in rascher, verheißungsvoller Entwicklung vor sich. Zusehends, von Monat zu Monat waren wir vorwärtsgekommen auf dem Wege, dieses wundervolle Land zu deutschem Heimatland zu machen. Und schon jetzt gehörte unsere ganze Liebe diesem deutschen Stück Tropenherrlichkeit.

Als ich tiefbewegt im tanzenden Sonnenlicht des afrikanischen Morgens vom Berge herabstieg, klang heimatlich das Glockengeläute der Leipziger Missionskirche Mamba über das friedliche Land, das noch 20 Jahre zuvor von blutigen Stammesfehden zerrissen war.

Ein kurzer Erholungsurlaub in Europa stand mir bevor. „Komm bald wieder!“ riefen mir die Schwarzen zu, die zum Abschied zusammengeströmt waren und mich mit Winken und Händeschütteln begleiteten — das ist nun fünf Jahre her.

Wie oft, in diesen letzten Jahren, wenn ich mich mit der todmüden Marschkolonie auf den Sandwegen Rußlands vorwärts quälte, wenn wir vor Verdun, an der Somme, auf dem Kemmel im stickig engen Unterstand das Trommelfeuer über uns wegrasen ließen, stiegen die afrikanischen Bilder als tröstliche Erinnerungen vor mir auf. Und wenn dann die Nachrichten zu uns drangen von Lettow-Vorbecks heldenmütigem Ringen da draußen in Tropenregen und Steppenglut, da stand wieder der Gletscherdom des Kilimandjaro vor meinem Auge wie ein Symbol des Preises für all das Kämpfen und Leiden hier — und dort drüben. Dann erzählte ich wohl meinen aufhorchenden

Kameraden, während der Unterstand bebte von Granateinschlägen und die Talglichter verlöschten, von dem einzigen Zauber des Sonnenlandes, von dem großen freien Zuschnitt des Lebens, den auch der geringste Weiße dort draußen genießt, und erlebte es, wie manch einer begeistert gelobte, nach dem Kriege mit hinauszugehen und den großen Kulturaufgaben Deutschlands in seinen Kolonien Herz und Hand zu widmen.

Es ist keine sentimentale Übertreibung, meine Damen und Herren, ganz ähnlich wie ich werden in diesen Kriegsjahren fast all die Tausende von deutschen Männern — und Frauen! — empfunden haben, die wirklich wissen, wie es draußen war.

**A**ber das sollen nun alles leere Träume gewesen sein. Unsere Feinde haben die deutschen Kolonien besetzt und scheinen entschlossen zu sein, sie nicht wieder herauszugeben. Deutschland soll jetzt und für alle Zukunft von jeder kolonialen Betätigung ausgeschlossen werden.

So haben sie's in Paris unter sich ausgemacht.

Nun ist die Pariser Konferenz freilich noch nicht der Friedenskongreß und noch weniger der Völkerbund! Bekanntlich sind in Paris nur unsere 27 Feinde vertreten. Deutschland und seine Bundesgenossen sind nicht zugelassen. Aber die Sache ist doch so: unsere Feinde einigen sich jetzt untereinander über die Friedensbedingungen, die sie uns auferlegen wollen, und stellen — ohne Deutschland, gegen Deutschland — den Grundriß für eine vollkommene Neugestaltung des politischen Weltbildes auf. Wenn sie damit unter sich fertig sind, werden sie Deutschland auffordern, zu unterschreiben. — Punktum. — Mit anderen Worten: es ist der Diktatfriede in reinsten Form, was jetzt in Paris vorbereitet wird. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß unsere Unterhändler, wenn sie erst einmal in Paris zugelassen werden, sich einer geschlossenen, ehernen Wand gegenübersehen und mit aller Geschicklichkeit und Charakterfestigkeit kaum noch irgend welche wesentlichen Änderungen an den Beschlüssen des feindlichen



Mächteblocks durchsetzen werden. Es sei denn, wir machen's wie Trotzki in Brest-Litowsk, wir unterschreiben einfach nicht und überlassen die furchtbare Verantwortung für das, was dann wird, unseren Gegnern. Der Reichspräsident Ebert hat in seiner Rede zur Eröffnung der Nationalversammlung in Weimar dieser äußersten, verzweifelten Möglichkeit ins Antlitz gesehen und sie als eine ernste Warnung zur Mäßigung unseren Gegnern vor die Augen gehalten.

Wie nötig eine solche Warnung ist, erleben wir von Tag zu Tag mit steigender Erbitterung. Der Geist, in dem die Waffenstillstandsverhandlungen geführt werden, der Geist, der aus den bisher bekannt gewordenen Beschlüssen der Pariser Vorfriedenskonferenz spricht, läßt uns das Allerschlimmste befürchten.

Deutschland hat im Vertrauen auf die 14 Punkte des Präsidenten Wilson die Waffen niedergelegt. Alle unsere Feinde haben vor Abschluß des Waffenstillstandes zugestimmt, daß das Wilsonsche Programm dem Frieden zugrunde gelegt wird. Wenn dieses feierliche Versprechen ehrlich und anständig gehalten würde, so bekämen wir zwar immer noch einen furchtbar harten Frieden, aber doch einen Frieden, bei dem Deutschland weiter bestehen und sich durch rastlose Arbeit in Jahrzehnten wieder erholen könnte. Wir bekämen einen Frieden, den die große Masse des deutschen Volkes als gerecht anerkennen könnte, die verpestete Atmosphäre der Welt würde vom Bazillus der Revanche gereinigt werden. Versöhnung und Vertrauen von Volk zu Volk wären wieder möglich.

Aber die Erfahrungen der letzten Wochen erfüllen uns mit einem tiefen Mißtrauen, daß wir getäuscht und vergewaltigt, daß die uns gemachten Zusagen gebrochen werden sollen. Allerdings sind auch bei den Beratungen unserer Feinde die Wilsonschen Punkte zugrunde gelegt worden. Wilson selbst ist mit seiner ganzen, außergewöhnlichen staatsmännischen Kunst für seine Gedanken eingetreten. Es wäre voreilig, ihn für einen Heuchler und Schaumschläger zu halten. Er fühlt selbst am besten, welche

unsterbliche Blamage es für ihn und für die Vereinigten Staaten wäre, wenn sein ganzer gepriesener „Kreuzzug“ für Recht und Völkerfreiheit auf einen rohen Gewaltfrieden hinausliefe. In der Theorie hat er auch manchen Sieg erfochten. Aber in der Praxis zeigen sich die eingewurzelten egoistischen Machtinstinkte des englischen und französischen Imperialismus stärker als seine völkerversöhnenden Ideale. Es geht eben auch in Paris nicht ohne Kompromisse, und die Kompromisse werden natürlich auf Kosten Deutschlands geschlossen. Wilson muß sich einen Teil seiner Programmpunkte durchlöchern lassen, um den Rest zu retten.

Der 5. Wilsonsche Punkt behandelt die Kolonialfrage und sichert uns ausdrücklich eine freie, weitherzige und unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche zu. Das könnten wir uns gefallen lassen. Aber dieser Punkt ist praktisch bereits preisgegeben.

„Annektieren“ will man die deutschen Kolonien nicht. Bei Leibe nicht! Das wäre ja eine Todsünde gegen den heiligen Geist der neuen Weltordnung, für die man 4 Jahre gekämpft hat. Annexionen sind zum alten Eisen einer verrotteten, überlebten Gewaltpolitik geworfen. Aber behalten will man die Kolonien doch. Wie nehmen und nicht stehlen? Das ist die Frage. Ja, sagten sie ehrlich: wir behalten sie, weil wir sie mit großen Opfern erobert haben, weil sie uns gefallen, zumal nachdem ihr sie so prächtig entwickelt habt! Wir brauchen sie, um unseren eigenen Kolonialbesitz hübsch abzurunden und unsere Bundesgenossen für geleistete Kriegshilfe bezahlt zu machen! Ihr dürft sie nicht zurückerhalten, damit ihr nicht wieder zu Wohlstand und wirtschaftlicher Unabhängigkeit kommt! — ja, wenn sie so sprächen, dann wüßte alle Welt, woran sie mit diesen selbstlosen Vorkämpfern für Gerechtigkeit und Selbstbestimmung ist.

So geht's also nicht. Man muß Schleichwege gehen. Man muß der eigenen Habgier ein tugendhaftes Mäntelchen umhängen. Wilson hat das geeignete Rezept gefunden: Die deutschen Kolonien werden nicht annektiert, sondern



internationalisiert. Das soll so vor sich gehen: sie werden Eigentum des künftigen Völkerbundes, gewissermaßen sein Patengeschenk. Der Völkerbund wird dann die Staaten bestimmen, die als Treuhänder der Kulturmenschheit die einzelnen Kolonien zu verwalten haben.

Dieser Plan hat gerade für unsere Auffassung von Kolonialpolitik an sich etwas Bestechendes. Der Grundsatz, daß die kolonisierende Macht sich als Treuhänder hinsichtlich ihrer Schutzgebiete zu betrachten hat, daß sie mit der Schutzgewalt eine Ehrenpflicht vor der ganzen Menschheit übernommen hat, ist von einem verantwortlichen deutschen Kolonialpolitiker, nämlich von dem Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts Dr. Solf geprägt worden. Es wäre ein gesunder und durchaus sympathischer Gedanke, wenn etwa alle tropischen Kolonien aller Staaten einer Art internationaler Oberaufsicht unterstellt würden. Deren Aufgabe müßte es sein, über der Wahrung allgemein menschlicher Interessen zu wachen — als da sind: sittliche und wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen, keine Ausbeutung und Mißhandlung, kein Mißbrauch der Schwarzen zu kriegerischen Zwecken, Verbot der Sklaverei, der Alkohol- und Waffeneinfuhr, Seuchenbekämpfung, großzügiges Verkehrssystem, offene Tür für den Handel aller Völker und dgl. Deutschland brauchte es nicht zu scheuen, unter einer solchen internationalen Kontrolle die Geschäfte in seinen Kolonien weiter als Beauftragter des Völkerbundes zu führen.

Aber daran denkt im Ernste kein Mensch. Der geniale Plan, entworfen zu einer Zeit, als noch mit einem unentschiedenen Kriegsausgang gerechnet werden konnte, und sicher ursprünglich bestimmt, eine grundlegende Neuaufteilung des gesamten Weltkolonialbesitzes zu ermöglichen, ist durch unsern völligen Zusammenbruch gründlich verpuscht. Ein wütendes Geschrei erhob sich in der englischen und französischen Presse allein bei der Vorstellung, der oberste Grundsatz der Gerechtigkeit — nämlich gleiches Recht für alle — solle auch auf England und Frankreich und ihren riesigen Kolonialbesitz angewendet werden. Nein, Deutschland allein soll den Vorzug haben, auf seine

Kosten den Völkerbund mit Grundbesitz auszustatten, und dafür selbst vom Mitgenusse dieser Morgengabe ausgeschlossen sein. Das heißt dann die Gerechtigkeit der neuen Weltordnung.

Auch noch in dieser Form stieß der Wilsonsche Plan auf den leidenschaftlichen Widerstand aller der Staaten, die unsere Kolonien ohne die lästige Völkerbundshypothek glatt überschlucken möchten. Man hatte sich doch eigentlich schon so hübsch durch geheime Verträge in den Raub geteilt. Frankreich verlangt Togo und Kamerun, die Südafrikanische Union Deutsch-Südwestafrika, England und Belgien begehren Ostafrika, Japan, Australien und Neu-Seeland unseren Südseebesitz. Schließlich hat sie Wilson doch alle herumgekriegt. Aber um was für Zugeständnisse! Konnte man anfangs noch glauben, er sei um der wirklichen Gerechtigkeit willen ehrlich bemüht ein Hintertürchen für Deutschland offen zu lassen, durch das wir als Beauftragte des Völkerbundes wieder in den Besitz unserer Kolonien oder wenigstens eines Teils unserer Kolonien kommen könnten, — so ist diese Hoffnung mit dem 14. Februar bis auf ein winziges Fünkchen vernichtet worden. Der Annexionismus ist mit vollen Segeln durchs Ziel gegangen, wenn auch an seinen Masten noch ein paar bunte Wimpel von Wilsons Theorie flattern. In seiner großen Rede zur Begründung der Völkerbundsverfassung hat er dem Sinne nach so gesagt: Kinder seid doch friedlich! es kriegt ja jeder, was er will! und mit der internationalen Kontrolle ist's nur halb so schlimm. Der Völkerbund wird sich hüten, Euch allzuscharf auf die Finger zu sehen. Und wer am ungebärdigsten geschrien hat — die Südafrikaner und die Australier — Ihr braucht nur alljährlich einen Jahresbericht für den Völkerbund aufzusetzen; weniger kann man doch nicht verlangen!

Meine Damen und Herren, drängt sich uns für dieses ganze spitzfindige Manöver nicht ein derber Ausdruck auf — wie Schiebung, Schwindel? Was ist die angebliche Internationalisierung in dieser Form denn anders als künstlicher Nebel, den nackten Raub notdürftig zu verschleiern!



Endgiltig ist die Sache damit noch nicht geregelt. Erst soll der Völkerbund gegründet werden, und dann soll dieser Völkerbund endgiltig über das Schicksal der deutschen Kolonien entscheiden. Aber es ist doch klar, daß der Völkerbund eine Totgeburt ist, wenn seine erste Tat ein solch erschreckendes Unrecht sein wird, Deutschland ungehört zu entrechten und seines gesamten Kolonialbesitzes zu berauben. Wenn allerdings, wie es mehr und mehr den Anschein gewinnt, der Völkerbund nichts anderes wird, als eine Verewigung des gegen uns gerichteten Bündnisses der Sieger, dann wird er vor dieser Untat nicht zurückschrecken, dann wird aber auch — nicht nur bei uns, sondern bei allen rechtlich denkenden Menschen, auch in den neutralen und selbst in den feindlichen Ländern — das Vertrauen zu Wilson und seinem ganzen Weltsystem vernichtet sein, und die Welt wird noch den Fluch dieser bösen Tat, die fortzeugend Böses gebären muß, zu spüren bekommen.

**A**ngesichts dieser überaus ernsten Lage ergeht die Frage an uns: können wir denn da überhaupt noch etwas tun? Eine lähmende Verzweiflung hat viele gute Deutsche erfaßt. Es ist ja doch alles umsonst, meinen sie. Wir müssen alles wie ein Gottesurteil über uns ergehen lassen. Waffen, Machtmittel, haben wir nicht mehr, dem deutschen Volkswillen Nachdruck zu geben, und mit Reden und papiernen Kundgebungen machen wir uns doch bloß lächerlich. Wir sehen doch welchen Eindruck unsere flammendsten Proteste in Spaa und Trier machen.

Dem läßt sich nur entgegenhalten: ein wehrloses Volk ist noch lange kein rechtloses Volk. Wer aber nicht sein gutes Recht bis zum letzten Augenblick vertritt, solange noch eine entfernte Aussicht besteht, es durchzusetzen, der verdient es nicht anders als daß es ihm genommen wird. Wenn uns die Anderen nicht fragen, so müssen wir uns selbst zu Gehör bringen. Der ganzen Welt muß es in die Ohren geschrien werden, daß das deutsche Volk auf seinem Recht auf Kolonialbesitz besteht. Vollends ein demokratisch regiertes Volk, das sein Schicksal selbst in die Hand ge-

nommen hat, muß seine Stimme laut ertönen lassen, damit kein Zweifel besteht, was das Volk in seiner Gesamtheit will. Unsere Gegner operieren ja gerade damit, das deutsche Volk selber lege keinen Wert mehr auf Kolonialbesitz. Lloyd Georges hat die Harmlosigkeit besessen, das zu behaupten. Das ist ein starkes Stück! Die neue deutsche Regierung hat, dünke ich, unzweideutig genug — zuletzt in Weimar durch den Ministerpräsidenten Scheidemann und den auswärtigen Minister Graf Brockdorff-Rantzau — zum Ausdruck gebracht, daß wir unsere Kolonien allerdings wieder haben wollen, und hat zur Bekräftigung dieses Willens einen Reichskolonialminister ernannt. Aber solche Regierungserklärungen erhalten in einem Volksstaat erst die rechte Wucht, wenn die Massen dahinterstehen. Riesige Massenkundgebungen haben bereits in den meisten deutschen Großstädten stattgefunden. Von hunderten von Vereinen aus allen Landesteilen und allen Volkskreisen laufen fortgesetzt Petitionen und Entschließungen bei der Reichsregierung ein, die mit heißer Sorge, oft in leidenschaftlicher Sprache, die Rückgabe unserer Kolonien fordern.

Wir sollen ja nicht glauben, daß unsere Stimme kein Echo in den feindlichen Ländern findet. Von maßgebender amerikanischer Seite ist uns bereits nahe gelegt worden, laut mit der Forderung auf Kolonialbesitz hervortreten, sonst könne man unseren Anspruch nicht vertreten. Der französische Sozialismus zeigt durchaus Verständnis für unsere Forderung. So zieht z. B. die französische Zeitschrift Humanité energisch gegen die kolonialen Raubgelüste der Entente zu Felde. Auf dem internationalen Sozialistenkongreß in Bern ergab sich das merkwürdige Bild, daß ein deutscher Vertreter, Herr Eisner, äußerte, wir brauchen keine Kolonien, während dagegen der Franzose Renaudel erklärte, Deutschland habe sein Kolonialreich nötig und der Sozialistenkongreß müsse daher nach dieser Richtung auf die Pariser Konferenz seinen Einfluß ausüben. Solche Stimmen werden sich mehren, je lauter wir selber schreien. Es ist doch nicht, wenn's auch manch-



mal fast so scheinen möchte, die Vernunft und das Rechtslichkeitsgefühl in der ganzen Welt ausgestorben.

**N**icht die Friedenskonferenz selbst, sondern ein Weltgerichtshof, der Völkerbund, soll letzten Endes über unsere kolonialen Ansprüche entscheiden. So hat man in Paris beschlossen. Unsere erste Forderung dazu muß sein, daß dieses Welttribunal nach dem obersten Grundsatz jeder Rechtsprechung verfährt: Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie billig hören beede. Und die zweite, daß die Entscheidung wirklich auf dem 5. Wilsonschen Punkte fußt, dessen Befolgung man uns vor Abschluß des Waffenstillstandes feierlich verbrieft hat.

Bis dahin aber wollen wir es halten wie ein gewissenhafter anständiger Rechtsanwalt, der auf dem Wege zum Gericht noch einmal peinlich alles nachprüft, was der gegnerische Anwalt vorbringt und worauf die eigene Partei sich beruft.

**Z**iemlich einfach wäre die Sache, wenn unsere Gegner behaupten könnten, Deutschland habe seine Kolonien nicht rechtmäßig erworben und würde nunmehr nur um ungerechtes Gut erleichtert. Es ist auch das versucht worden, namentlich von englischer Seite. Aber das Argument zieht wirklich nicht und ist ein zweischneidiges Schwert. Keines unserer Schutzgebiete ist durch Eroberung unser geworden, was z. B. England von einem großen Teile seiner Kolonien ganz gewiß nicht sagen kann. Alle sind vielmehr auf Grund friedlicher Abmachungen mit eingeborenen Machthabern und vor allem durch internationale Verträge dem deutschen Reiche angegliedert worden. In den 30 Jahren bis zum Kriege ist es denn auch keinem unserer jetzigen Gegner eingefallen, unsere kolonialen Rechtstitel jemals anzuzweifeln. Also damit kann man uns nicht kommen.

So hilft man sich mit Scheingründen. Man sagt: Überseeische Kolonien in deutschem Besitz würden eine dauernde Bedrohung des Weltfriedens sein. Deutschland würde die Häfen seiner Kolonien zu Flotten- und U-Bootstützpunk-

ten ausbauen und sich furchtbare schwarze Armeen schaffen, die jederzeit bereit wären, über die friedlichen Nachbarcolonien herzufallen. Wir lächeln über solche Besorgnisse. Man sucht Niemand hinter dem Busche, hinter dem man nicht selbst gesteckt hat. Wer hat denn schon im Frieden sich ein starkes Heer aus afrikanischen Eingeborenen geschaffen? Frankreich! Wer hat während des Krieges 2 Millionen Farbige aus Afrika und Asien als Kanonenfutter auf die europäischen Kriegsschauplätze geschleppt? Frankreich und England! Und was hat Deutschland getan? Es hat sich in seinen Kolonien so kleine Schutztruppen gehalten, daß sie nicht einmal ausreichten, wenn ein ernstlicher Aufstand der Eingeborenen niederschlagen war. Für Deutsch-Ostafrika 13 Kompagnien! Meine Damen und Herren! 13 Kompagnien für ein Land, das fast zweimal so groß ist wie das deutsche Reich. Wir glaubten damit auskommen zu können, im Vertrauen auf das solidarische Interesse der weißen Rasse in Afrika und auf den Kongo-Vertrag, durch den sich alle Kolonialstaaten verpflichtet hatten, einen europäischen Krieg niemals auf Zentralafrika zu übertragen. Diese Vertrauensseligkeit hat sich freilich, wie Sie wissen, bitter gerächt. Trotz der ehrlichen diplomatischen Bemühungen Deutschlands, den Weltbrand von Mittelfrika fern zu halten, haben unsere Gegner alle Schrecken des Kolonialkrieges in diesen Ländern entfesselt. Nach diesen entsetzlichen Erfahrungen gehörte es gerade zu den Kriegszielen Deutschlands, die Militarisierung Afrikas für alle Zukunft auszuschließen. Noch im Kriege, zu einer Zeit, als die Erfolge unserer Waffen uns unseren Sieg sicher erscheinen ließen, hat der Staatssekretär des Kolonialamtes Dr. Solf wiederholt öffentlich erklärt, daß Deutschland es als eine seiner vornehmsten Aufgaben in Afrika betrachten werde, jeden Mißbrauch der einheimischen Bevölkerung zu kriegerischen Zwecken unmöglich zu machen. Ob das menschenarme Frankreich dazu gebracht werden wird, künftig auf ein großes Negerheer zu beliebiger Verwendung in Afrika oder Europa zu verzichten, das ist eine andere Frage!



Und U-Boothäfen! Wenn der Völkerbund Tatsache wird, so wird, wie sich schon jetzt übersehen läßt, das U-Boot wahrscheinlich als Kriegsmittel grundsätzlich verboten werden. Irgend eine internationale Kontrolle über die Einhaltung der Völkerbundsgrundsätze wird doch ganz sicher eingerichtet werden. Man traut uns Deutschen ja das Unmöglichste zu. Glaubt man aber wirklich, daß wir, selbst wenn wir wollten, heimlich Kriegshäfen bauen könnten, ohne daß irgend Jemand in der Welt davon etwas merkt? Also damit ist es nichts! Blendwerk alle diese angeblichen Befürchtungen. Aber sie kehren in allen Reden und in allen Schriften unserer Gegner bis zum Überdruß wieder.

Ein zweiter, noch viel böartigerer Scheingrund unserer Gegner ist, Deutschland habe durch seine bisherige Kolonialpraxis seine Unwürdigkeit bewiesen, über Länder mit zurückgebliebener Bevölkerung zu herrschen. Man könne es vor dem Gewissen der Menschheit nicht verantworten, die Eingeborenen in unseren bisherigen Kolonien wieder der Ausbeutung und dem Knutenregiment der Deutschen preiszugeben. Da hört denn doch alles auf! Wenn man im bürgerlichen Leben Jemand für unwürdig erklärt, Vormund über Unmündige zu sein, so heißt das, ihm die bürgerlichen Ehrenrechte absprechen. Deutschland sollen die bürgerlichen Ehrenrechte in der Staatengesellschaft aberkannt werden. Es soll tief unter Portugal gestellt werden.

Mit tiefstem Befremden müssen wir feststellen, daß auch Wilson sich zu dieser Anschauung von der kolonialen Unfähigkeit und Unwürdigkeit Deutschlands hat einfangen lassen. In seiner Rede am 14. Febr. ist er nicht errötet, folgendes zu sagen: „Eine der vielen betrüblichen Enthüllungen der letzten Jahre ist die gewesen, daß die große Macht, die glücklicherweise jetzt niedergeschmettert worden ist, unerträgliche Last und Ungerechtigkeiten auf die hilflose Bevölkerung der Kolonien, die sie sich angegliedert hat, niedergehen ließ und daß das Interesse dieser Macht mehr die Ausrottung als die Entwicklung dieser Völker war“. Zu solch erstaunlicher Verleugnung der Wahrheit und Objektivität

muß selbst dieser Mann greifen, um vor sich und der Welt den geplanten Kolonialraub zu beschönigen.

Um diesen ungeheuerlichen Standpunkt zu begründen, haben unsere Gegner in den letzten Jahren eine Greuel-literatur von sich gegeben, die man nur mit Ekel studieren kann. Vergessen ist, daß bis kurz vor dem Kriege ungezählte fremde Kolonialkenner und namhafte Staatsmänner, namentlich gerade Engländer, unseren Erfolgen in den jungen deutschen Kolonien freimütige Anerkennung und oft ehrliche Bewunderung gespendet haben, daß sie sich nicht gescheut haben, die deutschen Kolonien in manchen Punkten ihren eigenen Landsleuten als nachahmungswerte Muster hinzustellen. Jetzt liest man es anders. Man braucht ja Vorwände, um uns zu bestehlen. Mit Bienenfleiß haben sie alles zusammengetragen, was je Mißgünstiges über unsere Kolonialpolitik geschrieben und geredet worden ist. Verjäherte Kolonialdebatten im Reichstage haben prächtigen Stoff geliefert. Die amtlichen Archive in unseren Kolonien sind durchschnüffelt worden. Mißvergnügte Schwarze hat man eidlich zu Protokoll vernommen. Und aus alledem hat man Zeitungsartikel und Regierungsdokumente zusammengemacht, in denen mit flammender sittlicher Entrüstung das „kreuzige“ über den Deutschen als Kolonialpolitiker ausgesprochen wird. Wer selber draußen gewesen ist und liest jetzt diese Pamphlete, der faßt sich an den Kopf und fragt sich: Ja, bist Du denn blind gewesen, daß Du von alledem nichts weißt? Hast Du nur geträumt von all der wirklich echten Anhänglichkeit, ja oftmals urwüchsigen Begeisterung für die deutschen Herren — wie sie mir z. B. in Ost-Afrika so vielfach und herzerfreuend begegnet ist?

Ganz gewiß, keinem Deutschen kann alles gefallen, was namentlich in den ersten Zeiten unserer kolonialen Versuche draußen geschehen ist. Eine Lehrzeit, in der Fehler, tief beklagenswerte Fehler, gemacht werden, ist keinem Kolonialvolk erspart geblieben. Auch den Engländern nicht. Von Spaniern, Portugiesen, Franzosen und Belgiern nicht zu reden. Die Hauptsache ist aber doch



wohl, ob man aus den Mißgriffen gelernt hat und ob die Fehler abgelegt worden sind. Und da kann Deutschland mit reinem Gewissen vor den Richterstuhl der Welt treten. Stets hat die öffentliche Meinung in Deutschland — hier gebührt besonders der Sozialdemokratie ein unleugbares Verdienst — die Mängel unserer Kolonialpolitik auf das schonungsloseste gebrandmarkt. Die Schuldigen sind zur Rechenschaft gezogen und die nötigen Verbesserungen mit Hochdruck durchgeführt worden.

Es lohnt vielleicht der Mühe, einmal kurz auf zwei besonders bekannte „Kolonialskandale“ einzugehen, die jetzt, nach so vielen Jahren, von unseren Gegnern übermäßig ausgeschlachtet werden und selbst manchen guten Deutschen heute noch gruseln machen. Es sind die Fälle Dominik und Peters.

Gegen den Hauptmann Dominik in Kamerun erhob ein Abgeordneter im Reichstag auf Grund eines Privatbriefes die furchtbare Anklage, er habe auf einer Expedition ein Negerdorf überfallen, alle Erwachsenen niedergemacht und dann 52 hilflose Kinder in Körbchen, die seine Soldaten eigens dazu angefertigt hätten, in die tosenden Nachtigallfälle schleudern lassen. Ganz Deutschland war entsetzt hierüber. Eine gründliche Untersuchung fand statt. Alle Zeugen, die nur irgendwie in Betracht kamen, Weiße und Schwarze, Kaufleute, Missionare und Schutztruppenangehörige wurden vernommen — und das Ergebnis war: an der ganzen Geschichte war kein wahres Wort. Im Gegenteil, Dominik hatte auf allen seinen Kriegszügen die Praxis verfolgt, Negerkinder, die er in hilflosem Zustande fand, in seine Obhut zu nehmen und der nächsten Missionsstation anzuvertrauen. Nun wurde gegen den Schreiber des verleumderischen Briefes die Anklage erhoben. Und was tat dieser Mann? Er machte auch nicht den leisesten Versuch, seine Behauptungen unter Beweis zu stellen. Das konnte er ja nicht. Vielmehr erklärte er nun, nachdem das Gift jahrelang gewirkt hatte, daß alles ein haltloser Küstenklatsch gewesen sei, den er sich von Lumpen habe einflüstern lassen. Er bat de- und wehmütig um Verzeihung.

Die Kaufleute Kameruns aber gaben ihrer Entrüstung über die schändliche Verunglimpfung eines unserer besten Kolonialhelden bleibenden Ausdruck, indem sie Dominik an der Stätte seiner Taten ein Denkmal errichteten. Nun höhnt die englische Presse, kein anderes Volk der Erde hätte es fertig gebracht, einem solchen Bluthund ein Denkmal zu setzen. Sie vergißt eins dabei: Unter den ersten Zeichnern für den Denkmalsfonds waren namhafte englische Kolonialfirmen und ein Mitglied des englischen Parlamentes.

Nun der Fall Peters.

Als Deutschland seine ersten Schritte zur Erwerbung von Kolonien tat, ging Karl Peters auf eigene Faust hinaus nach Afrika, schloß unter unsäglichen Leiden und Strapazen mit einer Anzahl von Negerhäuptlingen Schutzverträge ab und legte so ohne Blutvergießen den Grundstein zu unserer größten und schönsten Kolonie, Deutsch-Ostafrika. Später hat er dann als Reichskommissar am Kilimandjaro, von mißtrauischen und teilweise offen feindseligen Negerstämmen umgeben, mit voller Zustimmung anderer Weißer zwei Todesurteile gesprochen, die ihm den Vorwurf despotischer Willkür eingebracht haben.

Er hat nämlich einen schwarzen Diener, der nachts in sein Haus eingebrochen war, und ein schwarzes Freudenmädchen, von dem er die Überzeugung gewonnen hatte, daß sie gegen die Sicherheit und das Leben der Weißen am Kilimandjaro konspirierte, zum Tode verurteilt und aufhängen lassen. Wegen dieser Vorfälle wurde ihm in der Heimat der Prozeß gemacht. Er wurde seines Amtes enthoben und sah sich in der deutschen Öffentlichkeit einer solchen Flut von Anfeindungen ausgesetzt, daß ihm die Heimat verleidet wurde und er seine Zuflucht in England suchte.

Mit solcher, man möchte sagen spießbürgerlich übertriebenen Peinlichkeit, hat das deutsche Gewissen gegen die Tat eines bedeutenden Deutschen reagiert, der dem Vaterlande ganz unschätzbare Dienste geleistet hatte. —

Halten wir dagegen ein englisches Beispiel. Lord Kitchener hat die greuliche, sinnlose Massenschlächterei an ver-



wundeten und verschmachteten Derwischen nach der Schlacht von Omdurman im Sudan auf dem Gewissen. Lord Kitchener hat sich der gemeinsten Leichenschändung schuldig gemacht, indem er das Grab des toten Madhi, der religiöse Verehrung bei seinem Volke genoß, aufwühlte, die Leiche enthauptete und die Gebeine in den Nil werfen ließ. Lord Kitchener hat vor Gott und der Weltgeschichte den Tod der 26000 Burenfrauen und Kinder zu verantworten, die in den berüchtigten Konzentrationslagern Südafrikas systematisch zu Tode gehungert worden sind. Und dieser selbe Lord Kitchener, den seine Landsleute den Schlächter von Omdurman nannten, war bis zu seinem Tode der Abgott seines ganzen Volkes: denn sein Volk vergaß ihm nie seine unleugbar großen Verdienste um die Macht und den Reichtum Englands. Kein Engländer ist je auf den Gedanken gekommen, aus den Schandtaten Kitcheners den Schluß zu ziehen, daß sich damit England als unwürdig erwiesen habe, unzivilisierte Länder zu kolonisieren.

Überhaupt, es ist kaum zu begreifen, wo unsere Gegner die Unverfrorenheit hernehmen, uns so tapfer zu schmälen, wo sie doch selbst der Sünde bloß sind. Es soll jetzt nicht ausführlich das koloniale Schandregister unserer Feinde durchmustert werden. Nur kurz erinnert sei an die weltbekannten Kongogreuel der Belgier, über die sich s. Zt. niemand mehr als England aufgeregt hat. An die Ströme von Blut, die bei der „friedlichen“ Durchdringung der französischen Kolonien geflossen sind. Das makellose, sittenstrenge England hat am wenigsten Grund, sich über uns zu entrüsten. So kurz ist das Gedächtnis der Welt denn doch nicht, daß wir schon alle englischen Scheußlichkeiten in allen Erdteilen vergessen hätten. Der Burenkrieg und der entsetzlich blutige Feldzug im ägyptischen Sudan wurde schon erwähnt. In Australien haben die Engländer Massentreibjagden auf Eingeborene wie auf Hasen veranstaltet und vergiftete Tierkadaver gegen sie wie gegen Schakale ausgelegt. In Indien haben sie die Anführer der Volkserhebung gegen ihr Joch vor die Mündungen ihrer Geschütze gebunden

und in die Luft gefeuert; andere wurden mit ausdrücklicher Ermächtigung der Regierung und unter dem Beifall eines Teils der englischen Presse gepfählt und lebendig verbrannt. Oder es wurde ihnen bei lebendigen Leibe die Haut abgezogen. Wahrhaftig, wer die Blätter der englischen Kolonialgeschichte auf ihre Schmutz- und Blutflecke hin durchsieht — wie es die deutsche Regierung zu ihrer Verteidigung jetzt notgedrungen getan hat, — der schaudert vor so viel Roheit und kalter Grausamkeit und ist versucht, den Engländern ihr Verdammungsurteil über unsere Kolonialpolitik verzehnfacht zurückzugeben. Wir denken garnicht daran, die großen Verdienste Englands um seine Kolonien herabsetzen zu wollen. Aber wir müssen es auf das allerentschiedenste ablehnen, diesem England und Genossen ein moralisches Richteramt über unser koloniales Wohlverhalten zuzugestehen. Kein Kolonialvolk hat seine Eingeborenen besser behandelt als wir. Wer das Gegenteil behauptet, lügt, indem er Einzelfälle, die überall vorkommen, böswillig verallgemeinert, oder er hat sich belügen lassen.

So sehen die Gründe aus, aus denen unsere Gegner ihr Sangebliches Recht, ja ihre moralische Pflicht herleiten, uns unserer Kolonien zu berauben. Prüfen wir demgegenüber, was wir vor dem Weltgerichtshof zugunsten unseres Anspruchs auf Kolonialbesitz geltend zu machen haben. Zu diesem Zweck wollen wir uns den 5. Wilsonschen Punkt doch etwas näher ansehen, denn er soll ja gewissermaßen der Gesetzesparagraph sein, nach dem das Urteil zu sprechen ist. Er lautet wörtlich:

eine freie, weitherzige, unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche, die auf einer genauen Beobachtung des Grundsatzes fußt, daß bei der Entscheidung aller derartiger Souveränitätsfragen die Interessen der betroffenen Bevölkerung ein ebensolches Gewicht haben müssen wie die berechtigten Forderungen der Regierung, deren Rechtsanspruch bestimmt werden soll.



Also in erster Linie die Interessen der betroffenen Bevölkerung, das sind die eingeborenen Farbigen und die im Schutzgebiet heimisch gewordenen Weißen. Was die Eingeborenen betrifft, so wurde schon bei Abwehr der feindlichen Vorwürfe gesagt, daß Deutschland allerdings den Nachweis erbracht hat, daß es wohl befähigt ist, das Wohl seiner Schutzbefohlenen durch Gerechtigkeit und Fürsorge zu fördern. Unsere ganze neuere Kolonialpraxis ist von der Grundanschauung getragen, daß die Eingeborenen gerade das wertvollste Gut sind, das uns in unseren Schutzgebieten anvertraut war. Unser Schulwesen und unser Gesundheitsdienst in den Kolonien hat uns kein anderes Volk nachgemacht. In der Arbeiterfrage waren wir noch auf der Suche nach der besten und menschlichsten Lösung. Aber das ist auch wirklich ein verwünscht schwieriges Problem und hat allen anderen Kolonialvölkern dieselben Kopfschmerzen gemacht wie uns; unsere Lösungsversuche, an denen unausgesetzt weiter gearbeitet wurde, können sich mindestens neben denen der anderen sehen lassen.

Eine ganz ausgefallene Idee war es, den Negern Afrikas das Selbstbestimmungsrecht in dem Sinne zu gewähren, daß sie sich ihre Schutzmacht selber wählen sollten. Man ist davon zurückgekommen. Aber unsere Gegner berufen sich doch immer noch mit Vorliebe auf Petitionen eingeborener Häuptlinge, in denen der Wunsch ausgesprochen wird, sie möchten nicht wieder unter die deutsche Herrschaft zurückkehren. Kunststück, solche Petitionen hervorzuzaubern. Man stelle sich einen Negerhäuptling vor, der seit Jahren mit ansieht, wie die früheren Beherrscher des Landes überwältigt, fortgeschleppt und beschimpft werden, er bekommt täglich zu hören, daß die Sieger das Land nicht wieder verlassen werden, er hat vielleicht selbst ein böses Gewissen, da er dem Feinde gegen seine früheren Herren geholfen hat. Da gehört nicht viel dazu, von ihm eine Sympathiekundgebung in irgend einer Form herauszulocken. Auch wirklich Unzufriedene gibt es überall. Aber wie kommt es denn, daß

gerade in Kamerun und Ostafrika, wo die deutsche Truppe überwiegend aus Eingeborenen bestand, jahrelang ein so zäher Widerstand gegen die feindliche Übermacht geleistet werden konnte? Wie wäre es unserem herrlichen General von Lettow-Vorbeck möglich gewesen, Ostafrika über 4 Jahre lang gegen Briten, Buren, Belgier und Portugiesen zu verteidigen, hätte er sich nicht auf Tod und Leben auf seine schwarzen Getreuen verlassen können? Wofür haben diese Neger unter Lettows Führung denn so gekämpft, daß die Kolonialgeschichte aller Völker und Zeiten nichts Ähnliches aufzuweisen hat, wenn nicht dafür, daß sie deutsch bleiben wollten!

Und dann sprechen die 25000 Deutschen, die bei Ausbruch des Krieges in unseren Schutzgebieten lebten, doch wohl auch ein Wort mit. Für sie muß doch wohl auch das Selbstbestimmungsrecht gelten. Es ist Ihnen bekannt, mit welcher beispielloser Niederträchtigkeit unsere Feinde fast alle Kolonialdeutschen, Männer und Frauen, Kranke und Kinder aus ihren Heimstätten fortgeschleppt, beraubt, beschimpft, mißhandelt und in Konzentrationslagern eingesperrt haben. Ein Teil von ihnen ist inzwischen in Deutschland angekommen. Nun fragen Sie diese Menschen, die Namenloses erduldet haben — sie alle, fast ausnahmslos, antworten: Wir wollen wieder zurück in die Kolonie, der wir unser Herz und unsere beste Kraft geweiht haben, aber deutsch muß sie bleiben.

**D**er zweite Gesichtspunkt, der nach Wilson in gleicher Weise ausschlaggebend sein soll, ist das eigene berechnete Interesse des Mutterlandes, und das, meine Damen und Herren, spricht eine geradezu zwingende Sprache. Die Kolonien sind für Deutschland eine Lebensnotwendigkeit geworden.

Es ist noch nicht lange her, daß diese Überzeugung Gemeingut des deutschen Volkes geworden ist. Lange Zeit wurde die deutsche Arbeiterschaft von der Vorstellung beherrscht: Die Kolonien sind wertlose Sandwüsten, imperialistische Luxuspielzeuge, die bloß unheimliche



Steuersummen verschlingen, Tummelplätze des Tropenkollers, bestenfalls Ausbeutungsobjekt des Großkapitals, die den deutschen Arbeiter nicht das mindeste angehen. Führende Köpfe der Sozialdemokratie erkannten allerdings bald, daß sie doch gerade den deutschen Arbeiter recht viel angingen, aber ganz allgemein brach sich diese Erkenntnis doch erst im Kriege Bahn: Wie so oft, man erkennt den Wert eines Besitzes erst ganz, wenn man ihn einmal entbehren muß. Heute bekennt sich die sozialdemokratische Partei Deutschlands mit derselben selbstverständlichen Entschiedenheit zu einer aktiven Kolonialpolitik, wie es die englischen und französischen Genossen schon immer getan haben.

Wir brauchen die Kolonien erstens als Siedlungsland für unsere überschüssige Volkskraft und als Wirkungsfelder für deutschen Unternehmungsgeist. Das gilt jetzt nach dem Kriege in noch viel stärkerem Maße als früher. Tausende von unseren Volksgenossen warten nur auf den Zeitpunkt, wo es ihnen möglich sein wird, auszuwandern, um den drückenden Verhältnissen zuhause zu entgehen. Südwest-Afrika und die gesunden Hochländer Ost-Afrikas könnten vielen von ihnen eine neue Heimat bieten. Auch von unseren Auslandsdeutschen, die in den Ländern unserer Feinde während des Krieges so bittere Erfahrungen gemacht haben, werden viele den Wunsch hegen, ihre Arbeits- und Kapitalkraft künftig in deutschen Kolonien zu verwerten. Gibt es aber keine deutschen Kolonien, so kommt es unausbleiblich, daß die Deutschen wiederum, wie in den dunkelsten Zeiten unserer Geschichte, in aller Welt der Kulturdünger, — ich muß das abgenutzte Bild hier gebrauchen, — der Kulturdünger der anderen glücklicheren Völker werden und mit deutscher Tüchtigkeit den Fremden ihr wirtschaftliches Rüstzeug gegen ihr Mutterland schmieden helfen.

Vor allem aber brauchen wir Kolonien, um unserem Handel und Gewerbe Absatzgebiete zu sichern, die uns keine fremde Willkür verschließen kann, und unser Volk daheim mit unentbehrlichen Rohstoffen zu versorgen. Es geht einfach nicht ohne die Massenzufuhr überseeischer

Produkte, Ein großer Teil unserer Fabriken steht still, und unser Volk muß darben. Wer das vor dem Kriege noch nicht eingesehen hat, dem ist es durch den Krieg eingehämmert worden. Die englische Blockade, die uns vom Meere abschneidet, hat es auch den Dickfelligsten am eigenen Leibe spüren lassen.

Warum können wir uns denn seit Jahren nicht mehr satt essen? Warum ist die Milch so knapp, die Butter unerschwinglich, das Fleisch in kargen Rationen zugeteilt? — Weil unsere Landwirtschaft und unser Viehstand nur durch ungeheure Zuschüsse an kolonialen Düngstoffen und an kolonialen Kraftfuttermitteln auf der erforderlichen Höhe gehalten werden können.

Warum haben wir kein Fett zum braten? — Draußen in den Kolonien stehen unsere ungeheuren Kokospalmenwälder, aber wir können nicht hin, sie abzuernten.

Warum können wir unsere Wäsche nicht mehr ordentlich waschen? — Weil das zur Seifebereitung nötige Öl aus den Tropen kommt.

Warum kostet ein Hemd 40—50 Mk, ein Anzug 500 Mk. und mehr? Warum müssen wir in Strümpfen herumlaufen, die nach dem ersten Spaziergang Löcher haben? — Die überseeischen Rohstoffe fehlen.

Warum müssen wir auf Kaffee, auf Schokolade, Tee, Gewürze, Reis verzichten? Warum ist eine leidliche Zigarre nicht unter 80 Pfg zu haben? — Weil dies alles aus tropischen Ländern eingeführt werden muß.

Warum stehen unsere Fahrräder seit Jahr und Tag unbenutzt in der Ecke? — Weil der Gummi fehlt, der in unseren Kolonien so reichlich angebaut wurde.

Warum müssen wir unsere Pakete mit jämmerlichem Papierbindfaden verschnüren? — Der Hanf aus den Kolonien fehlt.

Oder ein Beispiel dessen furchtbarer Ernst vor allem den Soldaten einleuchten wird. Warum hat draußen an der Front, je länger je mehr, unsere Artillerie und unser Nachrichtenwesen so versagt, daß wir schließlich fast schutzlos gegen das feindliche Trommelfeuer und die



frechen Fliegerschwärme in den Gräben lagen? — Weil wir kein ausreichendes Telephonnetz mehr besaßen, ohne das ein vollkommenes Verteidigungssystem heute undenkbar ist. Zu einem guten Fernsprechnetz gehört viel Kupfer und Kautschuk. Kupfer und Kautschuk bekamen wir aber von Übersee.

Nun haben wir natürlich vor dem Kriege alle diese Dinge nicht etwa ausschließlich aus unseren Kolonien bekommen, denn unsere Schutzgebiete waren erst im Anfangsstadium ihrer wirtschaftlichen Erschließung und Ausnutzung. Aber diese Entwicklung hatte in den letzten Jahren ein reißendes Tempo angenommen. Und schon heute hätten wir, wäre der Krieg nicht dazwischen gekommen, einen ganz bedeutenden Bruchteil unserer Bedürfnisse selbst decken können. Aber soviel war auch schon vor dem Kriege erreicht, daß unsere eigenen kolonialen Erzeugnisse den Weltpreis für Produkte dieser Art mitbestimmten. Und darauf kommt es an. Unsere Feinde wollen sich, indem sie uns die Kolonien nehmen, ein Monopol uns gegenüber in allen diesen für unsere Industrie und unsere Lebenshaltung unentbehrlichen Produkten sichern. Sie wollen uns den Preis diktieren und frei darüber verfügen können, wieviel wir und ob wir überhaupt etwas kriegen. Mit anderen Worten, sie wollen die Absatzmärkte und die Rohstoffquellen der Welt so ausschließlich in der Hand haben, daß sie in der Lage sind, jederzeit wieder die Schrecken des Wirtschaftskrieges über uns zu verhängen. Solcherein wirtschaftliche Hintergedanken liegen überhaupt allen ihren Annexionsgelüsten zugrunde. Sogar mit Elsaß-Lothringen ist es nicht anders. Wenn wir Elsaß-Lothringen haben, so haben wir das Kalimonopol, und wer das Kalimonopol hat, der kann wirtschaftlich nie ganz unterjocht werden. Diesen Trumpf soll Deutschland nicht in seiner Karte behalten. Aber die Trümpfe eines Weltmonopols in Kolonialprodukten paßten ihnen vortrefflich in ihr sauberes Spiel.

Nun gibt es aber immer noch vereinzelte Sozialisten in Deutschland, die auch heute noch glauben, wir könnten

die Kolonien entbehren. Eisner und Haase gehören dazu. Wir müssen versuchen, uns ihren Gedankengang zurechtzulegen. Daß wir durch Selbstverleugnung moralische Eroberungen bei unseren hartgesottene Gegnern machen würden, glauben sie wohl selbst nicht im Ernste. Aber sie meinen vielleicht, ein sozialistisches Deutschland werde in der erneuerten Welt alle die Dinge, die wir von tropischen und subtropischen Ländern so bitter nötig brauchen — es handelt sich um Werte von nahezu 3 Milliarden — von den anderen gutwillig geliefert bekommen, ohne daß wir die finanzielle und politische Last einer eigenen Kolonialpolitik auf dem Halse hätten; nötigenfalls könnten wir durch Sperrung unserer eigenen Ausfuhr einen Druck auf die anderen ausüben. Ja, wenn wir nur nicht fürchten müßten, daß wir uns in dem guten Willen der anderen böse verrechnen! Wer möchte nicht gerne vertrauen! Aber wie dürfen wir's verantworten nach den bitteren Enttäuschungen der letzten Monate, die ganze Zukunft unseres Volkes der Gnade und Großmut unserer immer noch haßerfüllten Feinde auszuliefern. Schon vor dem Kriege war Deutschland der einzige Kolonialstaat, der in seinen Kolonien allen Nationen wirklich rückhaltlos offene Tür gewährte. Die anderen schlossen sich schon damals amtlich oder halbamtlich mehr und mehr gegen uns ab. Was haben wir erst künftig von diesem Frankreich zu erwarten, das doch ganz offenkundig nicht Gerechtigkeit, sondern Rache will, Erdrosselung und Entmannung Deutschlands? Was von diesem England, das zielbewußter als je, im Verein mit Amerika, nach dem Ziele eines Weltwirtschaftsimperialismus strebt? Und übersehen die Eisner und Haase nicht auch, um wieviel schwächer unsere wirtschaftliche Eigenkraft durch den Krieg geworden ist? Wirksame Druckmittel besitzen wir nicht mehr. Das Weltkalimonopol ist hin. Unser Reichtum an Erzen und Kohle wird ganz beträchtlich geschmälert. Aber der Heißhunger unserer Industrie nach Rohstoffen — namentlich unseres Webstoffgewerbes, unserer Kupfer- und Kautschukverarbeitung — bleibt derselbe wie zuvor.



Nein, meine Damen und Herren, an der harten Tatsache ist nicht zu rütteln: Ohne die Kolonien ist ein gesunder wirtschaftlicher Wiederaufbau unseres unglücklichen Vaterlandes, ist ein Wiederingangkommen unserer Industrie, ein Wiedererstarken unseres Handels, ist eine ausreichende Ernährung unseres Volkes — unabhängig von der Gnade unserer Feinde — nimmermehr möglich. Und darum muß das ganze Volk feierlich Protest erheben gegen dieses schreiende Unrecht, das man uns antun will.

Unseren Feinden geschieht wahrlich nichts Unbilliges, wenn ihre räuberischen Absichten nicht erfüllt werden. England besitzt schon das 25fache, Frankreich das 8fache des deutschen Kolonialbesitzes. Belgien und Portugal schleppen ihre großen Kolonialreiche mühsam wie kleine Dampfbarkassen ungeheure Frachtschiffe hinter sich her. Das war Ungerechtigkeit. Wir hatten nicht zuviel, sondern zu wenig Anteil an den überseeischen Ländern. Selbst England hat das vor dem Krieg willig anerkannt und noch im Jahre 1914 ein Abkommen mit Deutschland geschlossen, das eine Erweiterung unseres kolonialen Besitzes zum Ziele hatte. Was vor dem Kriege recht war, ist nach dem Kriege billig. Und wenn wir jetzt nur das wenige wieder haben wollen, was wir vor dem Kriege rechtmäßig besaßen und mit saurem Schweiß und großen Kosten entwickelt hatten, so kann uns wahrhaftig kein rechtlich Denkender Anmaßung oder Begehrlichkeit vorwerfen. Als ein großes Kulturvolk, als der anerkannte Weltschulmeister, hat Deutschland allein schon einen moralischen Anspruch darauf, an seinem Teile auch weiterhin an den weltgeschichtlichen Aufgaben der friedlichen Erschließung unentwickelter Länder und der Hebung ihrer Bevölkerung mitzuwirken.

Aber wer nicht fordert, erhält nichts. Andere sind nicht so schüchtern. Die Tschechen haben dreist eine Kolonie für sich verlangt, und zwar Togo, sie sollen es nach einer Meldung schon zugesprochen erhalten haben. Selbst die Schweizer Regierung hat sich gegen Ende des Krieges mit

dem Plane befaßt, eine „Getreidekolonie“ in Marokko von Frankreich zu pachten.

Kämpfen können wir nicht mehr für unser gutes Recht, aber schreien können wir. Schreien müssen wir. Wir müssen allen besonnenen Elementen im Lager unserer Feinde den Rücken stärken gegen den Ansturm imperialistischer Habgier. Unsere Unterhändler auf der Friedenskonferenz müssen daraufhinweisen können, daß sie das Volk hinter sich haben. Der ganzen Welt muß es klar sein, daß es ihr kein Glück bringen kann, wenn Deutschland seiner Kolonien beraubt wird, wenn ein Volk von 70 Millionen auf eine so enge Fläche zusammen gedrängt wird, auf der es nicht leben kann! Denn auch das geduldigste Volk erträgt keine Vergewaltigung. Und wenn sich die heutige Generation doch zähneknirschend in ihr Schicksal ergeben müßte und sich in ein binnenländisches Gefängnis einsperren ließe, — ein Gefühl tiefster Enttäuschung und Erbitterung würde in uns zurückbleiben, das ein vertrauensvolles Hand-in-Handgehen mit den anderen Völkern unmöglich machen würde — und ein künftiges Geschlecht würde doch einmal die Wände sprengen, sprengen müssen. Der Weltfriede, den wir alle ersehnen, ist auf das schwerste gefährdet, wenn bei unseren Gegner nicht die bessere Einsicht doch noch zum Siege kommt, wenn nicht die reinliche Atmosphäre der Rechtlichkeit geschaffen wird, die allein eine erträgliche Zukunft verspricht. Noch ist es Zeit. Noch ist nichts Endgültiges beschlossen. Aber schon die nächsten Wochen sollen das Schicksal unserer Kolonie bringen.

Darum ergeht an uns alle der Mahn- und Sorgenruf:

Deutsches Volk, wache auf! Erhebe Deine Stimme gegen die drohende Vergewaltigung! Über Deine Zukunft wird jetzt entschieden! —